

Streit in der Koalition

Gibt es eine politische Geschlechterkluft?

Ein Gen für geschlechtsspezifische Wahlpräferenzen gibt es nicht. Frauen haben seit Beginn der Aufzeichnungen mal konservativer und mal linker als Männer gewählt. Seit den Neunzigerjahren überwiegt in den meisten europäischen Staaten die Linksorientierung, was wenig überrascht, wenn man bedenkt, dass Emanzipation ein linkes Projekt ist. Aus den Vereinigten Staaten wird nun mit Sorge vermeldet, dass sich zwischen jungen Männern und Frauen im Alter von 18 bis 29 Jahren eine politische Kluft auftut, weil sich junge Männer immer stärker von rechten und junge Frauen von linken Positionen angesprochen fühlen.

Laut der „Financial Times“ ist dieser Spalt in den vergangenen acht Jahren auch weltweit dramatisch gewachsen, hierzulande soll er rund dreißig Prozentpunkte betragen. Das wäre viel. Als Auslöser wird MeToo benannt, das Frauen politisch geeint und Männer befremdet habe. Man erinnert sich an die feministischen Demonstrationen zum Amtsantritt von Donald Trump. Zu der Zeit begann der Aufstieg von Gender und Race als politisch-kategoriale Begriffe. Mit dem Antirassismus hat sich der Feminismus schon früh verbunden, auf der Weltfrauenkonferenz in Mexiko City 1975.

Weitere Themen sind hinzugekommen wie die Außenpolitik oder der Naturschutz, für den Frauen eine besondere Neigung nachgesagt wird. Die junge politisch engagierte Generation versammelt sich um das Thema Diskriminierung. Das Neue sei, dass auch die jungen Männer sich als Opfer von Diskriminierung fühlen – wegen ihres Geschlechts. Nach einer Studie des Survey Center of American Life, die im Business Insider diskutiert wird, waren es 2020 mehr als die Hälfte. Hier wachse eine verlorene Männergeneration heran. Während sich Frauen immer stärker in der Politik engagierten, zogen sich die Männer zurück. Mit Feminismus hätten sie nichts mehr am Hut. Sie nähmen ihn als Revanchismus wahr. Diese Männer würden zu Trumpisten, obwohl sie Trump eigentlich nicht mögen. Er habe es aber geschafft, dem Konservatismus wieder ein männliches Gesicht zu geben und die verlorenen Seelen auf seine Seite zu ziehen. Die jungen Männer plagt, dass ihre Probleme im linken Spektrum kein Echo finden. Sie kritisieren, dass viel Ehrgeiz darauf verwendet werde, männliche Privilegien zu kritisieren, aber diese seien im Besitz von älteren Männern, während die jungen um ihre berufliche Zukunft bangen müssten.

Rhetorisch wird der Konflikt mit harten Bandagen geführt. Es gibt Podcasts, die eigens dafür gemacht scheinen, Hass über Frauen auszuschütten, die sogenannte Manosphere. Es gibt sogenannte Incels, die keine Sexpartnerin finden und deshalb Frauen mit Hass überziehen. Und es gibt Frauen, die Männer zu Abschaum erklären oder als Gift bezeichnen. Von solchen Konflikten ist immer häufiger zu hören und zu lesen, auch in deutschen Klassenzimmern sollen immer mehr kleine Trumpisten heranwachsen. Es bleibt aber die Frage, ob das über anekdotische Evidenzen hinausgeht und ob das angelegte Rechts-links-Muster über allen Gestaltwandel der Linken hinweg noch aussagekräftig ist.

Die amerikanischen Zeitschriften warnen davor, das Phänomen als Moderscheitern abzutun, und fragen sorgenvoll, ob Frauen und Männer noch zueinander finden und ob dem Land der Nachwuchs ausgeht. Gern wird der Partnerkonflikt am Beispiel von Donald Trump dargestellt, über den sich Paare hoffnungslos zerstreiten. In Teilen der deutschen Medienlandschaft wurde die amerikanische Diagnose übernommen und ins Klischee vom abgehängten jungen Mann eingeordnet, der aus Frust und Zorn nach Rechtsaußen abdriftet.

Mit der Wirklichkeit hat das nur wenig zu tun. In der repräsentativen Wahlstatistik zur letzten Bundestagswahl liegen junge Männer und Frauen bei der AfD laut repräsentativer Wahlstatistik nur rund drei Prozentpunkte auseinander, in der bürgerlichen Mitte sind die Wahlpräferenzen fast identisch. Bei der letzten Landtagswahl in Hessen ist die Geschlechterdifferenz leicht gewachsen, aber immer noch weit von den amerikanischen Werten entfernt. Wenn sich aus dem Wahlergebnis ein Slogan machen ließe, dann wäre es: Junge Frauen wählen Grüne, junge Männer FDP.

Das spricht vielleicht nicht für ein harmonisches Zusammenleben, ist aber noch keine Gefahr für die Demokratie. Es ist nur der übliche Streit in der Koalition. THOMAS THIEL

Sinkt Geld wirklich nicht? Ist Liebe wirklich die Lösung aller Probleme inklusive Krieg? Man möchte es glauben, aber die Autorinnen Felicia Zeller und Nino Haratischwili sehen das anders. Dabei orientieren sie sich an historischen Vorlagen, in denen die Bestandsaufnahme der Welt auch nicht gerade optimistisch war. Bei Zeller ist es die Komödie „Der Revisor“ von Nikolai Gogol, uraufgeführt 1836 in Sankt Petersburg, bei Haratischwili ist es die Tragödie „Penthesilea“ des Heinrich von Kleist, geschrieben 1808, uraufgeführt lange nach seinem Tod erst 1876 in Berlin. Dass die uns noch immer etwas zu sagen haben, beweisen sie auf die eine wie die andere Weise.

Im Schauspielhaus Hamburg ist „Die gläserne Stadt“ von Felicia Zeller zu bewundern, eine hinreißende Neuinterpretation von Gogols Stück über Korruption, Filz und strafbare Manipulationen in hohen politischen wie gesellschaftlichen Kreisen. Die 1970 in Stuttgart geborene Autorin hat ihre grandios verrückte Geschichte im Hamburger Reiche-Leute-Gaumermilieu angesiedelt und lässt sie um skandalöse „Mix Max Geschäfte“ kreisen. Der Bürgermeister kann sich nicht erinnern, hierbei geholfen zu haben, der kriminelle Banker und seine raffinierten Spießgesellen aus der Unternehmerbranche sind nicht zu fassen, das Finanzamt hat wieder mal Pech.

Die Analogien zur Cum-ex-Affäre, durch die der deutsche Staat laut dem erhellend lustigen Programmheft zwischen 2001 und 2016 um über 30 Milliarden Euro betrogen wurde, sowie deren Hamburger Protagonisten liegen auf der Hand. Felicia Zeller macht aus den Schandtaten zulasten der Allgemeinheit freilich kein trockenes Enthüllungsdrama, sondern kluge wie aufgekratzte, böse wie mitreißende Unterhaltung. Genau in diesem Sinne inszenierte Viktor Bodo die Uraufführung, deren überbordende Phantasie und szenische Tollkühnheit zusammen mit der künstlerischen Brillanz des Ensembles Teile des begeisterten Publikums bewegten, am Schluss „Zugabe!“ zu rufen – und das in Hamburg, wo man nicht unbedingt zu enthusiastischen Beifallsbekundungen neigt.

Das Bühnenbild von Zita Schnäbel stellt ein riesiges, leeres Containerschiff dar, wohin sich bei Felicia Zeller der Bankier Baktus geflüchtet hat, denn die Steuerermittler sind ihm auf den Fersen, und ein Revisor wird erwartet. Was tun und wie Prestige und Moneten retten? Gespielt wird dieser alte, gierige, angeblich feine Herr von Lina Beckmann. Warum? Weil sie es kann! Erkennbar nur an der Stimme und höchstens ein paar närrischen Seitenblicken, zeigt sie den sich so rechtschaffenen gerierenden Raffike mit Bart und Glatze, postfaktischer Heuchelei und paradoxer Seriosität: Ein triebhaftes Monster aus Bonhomie und Perfidie.

Jan-Peter Kampwirth als Baktus' Frau Jelena stöckelt als erwartbar bildungsferne Charity-Lady daher. Dazu passen höchst glanzvoll-komödiantisch Christoph Jode als Schleimbeutel von Rechtsanwalt, Samuel Weiss als karrieregeiler Bürgermeister, Yorck Dippe und Michael Weber als miese Reedereibesitzer, Ute Hannig als profitmaximierende Krankenhausmanagerin, Jan Thümer als großkotziger Bauinvestor. Sie alle sind furchtbar, und sie alle bringen uns zum Lachen, wie sie dämlich-akrobatisch über die schmale Schiffstreppe stolpern und rutschen und torkeln, wie sie lügen,



Ist sie es wirklich? Lina Beckmann als Bankier Baktus (unten) und Carlo Ljubek als Chlestakow in Felicia Zellers Adaption von Gogols „Der Revisor“.

Foto Thomas Aurin

Schmutzige Geheimnisse mit Tradition

Zwei Mythen, zwei Autorinnen, zwei Uraufführungen: Viktor Bodo inszeniert „Die gläserne Stadt“ nach Gogols „Der Revisor“ von Felicia Zeller in Hamburg, Nino Haratischwili führt in Berlin selbst Regie bei „Penthesilea – Ein Requiem“.

schwindeln, übervorteilen, sich in Gewissenlosigkeit und Kokain suhlen, Schlager schmettern und arglistig tänzeln.

Dagegen haben es die kleinen Leute schwer, obwohl sie sich durchaus zu wehren wissen, wie Henni Jörissen als unverdrossene Putzkraft und Carlo Ljubek als blinder Passagier Chlestakow, benannt nach Gogols Vorlage. Und natürlich die leitende Finanzbeamtin Meier, die bei Eva Maria Nikolaus hervorragend singt und ihre Wut auf die White-Collar-Banden wie Mozarts Königin der Nacht in einer echauffierten Arie samt hitzigen Popmodulen in die Lüfte jagen kann.

Schaurig flackern manchmal die Lampen an Deck, es rauscht wie bei stürmischer See, Daten werden vernichtet und Tatsachen geschaffen, das Ensemble amüsiert als Chor und gruselt als Feiern wissen, wie Henni Jörissen als unverdrossene Putzkraft und Carlo Ljubek als blinder Passagier Chlestakow, benannt nach Gogols Vorlage. Und natürlich die leitende Finanzbeamtin Meier, die bei Eva Maria Nikolaus hervorragend singt und ihre Wut auf die White-Collar-Banden wie Mozarts Königin der Nacht in einer echauffierten Arie samt hitzigen Popmodulen in die Lüfte jagen kann.

letzten fünf Monate von so vielen Zuschauern wie seit zehn Jahren nicht mehr besucht wurde.

Dass die korrupte Oberschicht der Alsterstadt ihre schmutzigen Geheimnisse hat, ist klar. Doch auch in „Penthesilea – Ein Requiem“ von Nino Haratischwili ist explizit von solchen die Rede, denn die Königin der Amazonen hat sich klammheimlich in Achill, den griechischen Feind, verliebt, was nach den Gesetzen ihres matriarchal organisierten Volkes absolut verboten ist. Die 1983 in Georgien geborene Schriftstellerin hat die Uraufführung nun selbst in den

Kammerspielen des Deutschen Theaters Berlin als düstere, ausweglose Studie über Krieg, Gewalt und menschenfeindliche Strukturen inszeniert. Zwischen einigen mobilen Trennwänden begegnen sich Penthesilea und Achill als zielgerichtete Kampfmaschinen, die mit ihrem streng regulierten Jobprofil nicht mehr fertig werden, schon gar nicht nachdem sie ihr wechselseitiges Begehren akzeptiert haben. „Wozu das Töten? Ich habe es vergessen“, sinniert er, indes ihr die gewohnten Schlachtgeräusche ganz fremd geworden sind.

Haratischwilis Neufassung ist wie die theatralische Umsetzung dicht gefügt und spannungsvoll aufgeladen, wenn gleich nicht ohne Spurenelemente von Schwulst und Kitsch. Eka Nizharadze als majestätische Penthesilea und Anano Makharadze als ihre girliehafte Vertraute, beide aus Tbilisi engagiert, sprechen Georgisch, werden von den anderen allerdings trotzdem verstanden. Für das Publikum gibt es Übertitel. Manuel Harder als Achill ist ein grimmig-kaputter Held, dem vor dem Krieg ekelt und vor dem Frieden graut. Die Liebe tut ihnen gut, ändert aber nichts. Die famose Almut Zilcher als Penthesileas ältere Doppelpelängerin kommentiert das tragische Geschehen mit der Abgeklärtheit der erfahrenen Frau, die zu viel erlebt hat, um sich noch über etwas aufzuregen: „Die Toten werden zu Schatten. Und wir nehmen ihre Plätze ein.“ IRENE BAZINGER

Bilder einer Aufstellung

Operneinakter „Gespenster“ von Torstein Aagaard-Nilsen nach Henrik Ibsen in Meiningen uraufgeführt

Letztes Jahr restituierte das Meiningener Museum eine kultische Trommel an die norwegischen Samen (F.A.Z. vom 21. Oktober 2023). Norwegen revanchierte sich dafür in Anspielung auf seinen großen Dichter Henrik Ibsen mit einer Tamburin spielenden Nora-Bronzefigur. Keine zwei Wochen danach wurde jetzt der späte Opernerstling „Gespenster“ des bei Bergen lebenden Komponisten Torstein Aagaard-Nilsen, 1964 in Oslo geboren, als sehr freie Vertonung des gleichnamigen Ibsen-Dramas im Staatstheater Meiningen in Anwesenheit von norwegischen Botschaftsangehörigen uraufgeführt. Ein gelungenes Protokoll, in dem Fall allerdings der Corona-Pandemie zu verdanken, denn geplant war die Uraufführung schon für 2020.

Die geschichtlichen Bande zwischen Meiningen, Norwegen und Ibsen reichen freilich noch weiter zurück. Der theateraffine, liberale Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen ließ Ibsens europaweit geächtetes Skandalwerk 1886 in seinem eigenen Theater erstmals öffentlich auf Deutsch aufführen. Sein Hofstaat wurde zum Besuch gewissermaßen zwangsverpflichtet, Ibsen selbst war anwesend. Die Verleihung des Meiningener Staatsordens an ihn folgte unmittelbar. Aus Berlin und Graz erhielt das europaweit reisende Meiningener Ensemble fast schon erwartungsgemäß Absagen, in Dresden und in Kopenhagen konnten sie „Gespenster“ als Gastspiel dennoch in den folgenden zwei Jahren präsentieren: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.

Als Brückenschlag in die Gegenwart führte jetzt der vorige Meiningener Intendant Ansgar Haag in der Opernadaption Regie. Mit schauspielerfahrener Führung der durchneurotisierten Personage dieses

Psychoterrors über Geldgier, Geschwisterliebe, das Drama des begabten Kindes, einen narzisstischen Kränkungsreigen und über die Verwechslung von dem, was landläufig als selbstlose Liebe gilt, mit krakenarmhaftem Kontrollwahn lässt

Haag die episodisch rückwärtserzählenden Bilder einer Familienaufstellung aus Sicht der Turbospießlerin Helene Alving als einer Art Mutter Camouflage zwischen bastillehafter Holzvertäfelung und pseudoaktualisierendem Ikea-Schön-

Schön Ende des 20. Jahrhunderts, jedoch gefühlt tief im 19. Jahrhundert abspulen.

Dieses Nichtwissen in Szene zu setzen war die Meiningener Aufgabe. Die läuft auf Tod durch Erinnerung heraus und knüpft damit neben Ibsens Vorlage auch an Jorge Luis Borges' Novelle „Das unerbittliche Gedächtnis“ an, womit wir hüfttief in der Postmodernediskussion stehen, die auch noch nicht vorbei ist.

Das Bühnenbild von Dieter Richter dient dabei als statischer Erfüllungsgelhilfe: Mit der Dauerpräsenz des alles (un)menschliche Geschehen überragenden Gemälde-Prospekts „Felsenriff am Meeresstrand“ von Caspar David Friedrich wird keine schroffe norwegische Meereslandschaft, sondern eine stets feindliche Natur beschworen – innen wie außen. Die hat, um es mit Heiner Müller auszudrücken, keine andere Arbeit, als auf das Verschwinden des Menschen zu warten, der einfach zu nichts taugt.

Nilsen hat eine hypertrophe Kapitulation als Zustand von Musik selbst auskomponiert, wie es Wolfgang Rihm in seiner Kammeroper „Jakob Lenz“ vor 35 Jahren exemplarisch vorgemacht hat. Diesen Todessog mit der Artikulationsbezeichnung „lugubre“ (trauernd) auf Seite eins der Partitur vom Ende her anzufangen leuchtet daher ein.

Dank strukturierender Leitmotivik, eines raffiniert klangfarbig heterogen besetzten kleineren Orchesters mit melancholisch grundierendem Akkordeon und kristalliner Glasharfe als fröstelndem Eiszeitinstrument, das über vierundsechzig im Zuschauerraum anspielbare Lautsprecher den Klangraum fragil erweitert, sowie dank einer mit Genremusiken frei umgehenden, zitathaft angelegten, dabei dissonant aufge-

rauten Tonalität und einer großen Vorliebe für die fallende – von nun an geht's mental bergab – Sekunde c-b im modalen Korsett werden die meist syllabisch intonierten, magaarig fließenden Gesangslinien mitreißend kommentiert, illustriert, mitunter konterkariert, stets interpunktiert und schließlich ins hysterische übersteigert, wie sich das so für ein zeitgenössisches Musiktheaterwerk auch gehört.

Literaturoper ist es dennoch nicht, gut so, dafür wurde der Dramentext von der Librettistin Malin Kjelsrud, die auch Popmusiktexte schreibt – das Wort Liebe kommt inflationär vor –, viel zu frei behandelt, nämlich als Steinbruch.

Marianne Schechtel in der Rolle der monströsen Mutter Helene Alving wird mit schicksalhaft angelegten Tieftönen alles an sicherer Intonation abverlangt, was ihr dramatischer Sopran an Grundierung bietet. Ihr gelingt es! Mykhailo Kushlyk als ihr Sohn Oswald kann ihr dank einer vorgegaukelten Todeskrankheit mit seinem verklärenden lyrischen Tenor die Tabletten für den vermeintlichen gemeinsamen Selbstmord zu schlucken geben, bei dem, hört, hört, auch ein Tristan-Motiv durchklingt. Am Ende des Spuks brennt er mit seiner Halbschwester Regine (Monika Reinhard) mitreißender Koloratursopran steigt bis zur Tonhöhe von Mozarts Königin der Nacht auf) wie geplant durch. Der ehemalige Meiningener Chefdirigent Philippe Bach ließ dem mäandernden Klangfluss freien Lauf bei sehr exakter Einsatzgebung. Gespenster, das sind die Erinnerungen. Viel Beifall für die gelungene Uraufführung vom dankbaren Meiningener Premierenum Publikum, das, so scheint es, noch mehr Neues möchte. Na, bitte! ACHIM HEIDENREICH



Stimmenschwern: Monika Reinhard und Marianne Schechtel Foto Christina Iberl